

Jenseits von Essenzialismus und Dekonstruktion: Feministische Geschichtswissenschaft nach der Linguistischen Wende¹

Ulrike Strasser

Als Judith Butler im vergangenen Jahr der US-amerikanische Preis für die schlechtesten Prosaschriften zufiel, wurden Butlers Arbeiten stellvertretend für die gesamte postmoderne Theorie zur Zielscheibe akademischen Spottes. Was man schon immer über die so genannten „Pomos“ wusste, durfte plötzlich laut gesagt werden: Ihre komplizierten theoretischen Diskurse scheinen die eigene Konfusion zu verklären statt die soziale Wirklichkeit zu erklären. In mehreren Gesprächen mit Akademiker/innen habe ich zu diesem Zeitpunkt die Unverständlichkeitskomponente postmoderner Theorien verteidigt: Würden wir nicht – so mein Argument – mindestens ebenso undurchsichtige Prosa in jeder willkürlich aufgegriffenen Fachzeitschrift für Quantenphysik finden? In anderen Worten: Entwickelt nicht jede Fachrichtung ihre eigene Fachsprache, damit sich ihre Vertreter umso differenzierter über deren Wissensgegenstände austauschen können? Warum haben die Physiker ein Anrecht auf einen unverständlichen Spezialdiskurs, die Gesellschafts- und Kulturwissenschaftler/innen, insbesondere die feministischen, aber nicht?

Anfang dieses Jahres fiel mir dann jedoch eine Kolumne von John Leo über postmoderne Theoriesprache in die Hände, und dieses Mal konnte auch ich ein Schmunzeln nicht ganz unterdrücken. Leo, ein gegenüber progressiven Ideen durchaus aufgeschlossener Journalist, nahm sich die Zeit, eine Reihe der politisch gewichtigsten Sätze des vergangenen Jahres auf postmodern formulieren zu lassen. Bill Clintons vielzitiertes, von heftigem Fingerschütteln begleiteter Satz „I never had sexual relations with that woman“ liest sich übersetzt wie folgt: „Gendered nonbeing in modes of heterolocalized transgressivity negotiates while it articulates an ontology of the sexualized body simultaneously within a contested absence of narrativity inscribed by discourse of indiscriminate penetrative phallicism.“²

Wie jedes unerwartete Schmunzeln, so hatte auch das meine mit dem Unbewussten zu tun – in diesem Fall mit dem Unbewussten einer Historikerin, die sich mit Fragen von Geschlechterkonstruktion, Sexualität und Macht in spezifischen kulturellen Kontexten auseinandersetzt und gleichzeitig an einer Universität tätig ist, die als eine Hochburg postmoderner Theorie gilt. In Leos (pseudo)postmodernem Diskurs rückt vieles von dem, was mich an „meinen“ Themen interessiert, scheinbar noch weiter weg als es im Diskurs Clintons ohnehin bereits

1 Dieser Diskussionsbeitrag wurde auf der Tagung „Blickwechsel: Frauen- und Geschlechtergeschichte: Bilanzen und Perspektiven“ (Stuttgart-Hohenheim, September 1999) präsentiert.

2 John Leo, Tower of Pomobabble, in: U.S. News & World Report, 126, 10 (15. März 1999), 16.

ist. Welche Praktiken verbergen sich genau hinter den „modes of heterolocalized transgressivity“? Wer tut was angesichts des „discourse of indiscriminate penetrative phallicism“? Ja, wo in den theoretischen Passivkonstruktionen stecken eigentlich die zwei Beteiligten, deren wie auch immer geartetes körperliches Verhältnis zum Anlass des Diskurses wurde? Ein Diskurs über Sexualität und Geschlechterdifferenz, in dem gerade der Körper nicht mehr fassbar ist, wird, so scheint mir, nicht nur zum Paradox, er wird zur Parodie.

Ob postmoderne Theorie den Gegenstand der feministischen Geschichtswissenschaften (den *gendered body*) mehr oder eher weniger greifbar macht, ist freilich die Frage, die sich wie ein roter Faden durch die einschlägige Literatur zieht. Dieser Frage und dem ihr zu Grunde liegenden Verhältnis feministischer Historikerinnen zur postmodernen Theorie möchte ich im Folgenden kurz nachgehen. Meiner Meinung nach ist es an der Zeit, dieses Verhältnis neu zu bestimmen, die gängige Fragestellung durch neuartige, weniger defensive Herangehensweisen zu ergänzen. Ein Indiz für diese Notwendigkeit findet sich, denke ich, in der binären Struktur der US-amerikanischen Debatte der feministischen Historikerinnen um den Poststrukturalismus als akademische Speerspitze postmoderner Theorie. Historikerinnen halten in der Regel entweder den epistemologischen und politischen Nutzen des Poststrukturalismus hoch, oder sie beschwören schnell die langfristigen Schäden der Dekonstruktion für feministisches Denken und Handeln herauf. Zwischen den Polen von Annahme und Abwehr scheint es kaum Platz für eine dritte epistemologische Position zu geben. Lassen sie mich Pro und Contra kurz referieren, bevor ich mich – ebenso kurz – der Frage nach einem alternativen Zugang zuwende.

Die positive Rezeption poststrukturalistischer Theorie ist selbstredend untrennbar mit der Person Joan Scotts verbunden. Scott begriff die Dekonstruktion als Anlass und Chance, um die feministische Geschichtswissenschaft auf eine neue Ebene zu heben: von der Frauengeschichte, die um ihren Erkenntnisgegenstand a priori zu wissen glaubt, zur theoretisch nuancierteren Geschlechtergeschichte, welche die diskursive Konstruktion ihres Erkenntnisgegenstandes ins analytische Zentrum rückt. Die Analyse der Kategorie Geschlecht als Teil symbolischer, politischer und sozialer Ordnung sollte die Suche nach Frauen als Handlungsträgerinnen, Opfer und Mitgestalterinnen der Geschichte sekundär werden lassen beziehungsweise ablösen.³

In Scotts Schriften tauchen poststrukturalistische Theoretiker als Wegbereiter und Weggefährten in diesem geschichtswissenschaftlichen Prozess auf. Die Übernahme ihrer Einsichten stellt ein Versprechen größerer theoretischer und politischer Differenziertheit dar. So verspricht die Dekonstruktion aus dieser Warte, feministische Axiome von der kulturellen Konstruktion der Geschlechterunterschiede theoretisch zu untermauern. Gleichzeitig problematisiere die poststrukturalistische Theorie aber auch den Gebrauch der Kategorie „Frau“ innerhalb der Frauenforschung und der Frauenbewegung. Nicht dekonstruiert angewandt übertünche die Kategorie „Frau“ zwangsläufig die schich-

3 Exemplarisch Joan W. Scott, *Gender and the Politics of History*, New York, 1988.

ten- und ethnizitätsspezifischen Unterschiede von Frauen – das sei ein essenzialisierendes diskursives *maneuver*, das sich nahtlos in die Genealogie der von Feministinnen oftmals kritisierten totalitären Diskurse der Moderne einreihen ließe. Nur die Dekonstruktion, so die Schlussfolgerung, ermögliche ein politisch nuanciertes Denken und Handeln.

Während die Dekonstruktion für Scott den Blick der Historikerin zu schärfen verspricht, droht sie diesen Blick aus der Sicht der Gegenpartei zu verstellen. Im Lager der Skeptikerinnen wird gerade das von Scott zelebrierte Differenzierungspotenzial des Poststrukturalismus als ein prekärer Zündstoff für Forschung und Politik wahrgenommen. Laut Judith Bennett laufen wir unter dem Einfluss der Dekonstruktion Gefahr, das zentrale Anliegen feministischer Wissenschaft aus den Augen zu verlieren. Die Leitfrage, meint Bennett, sollte immer noch die folgende sein: „Warum und wie hat die Unterdrückung der Frauen so lange und in so vielen verschiedenen historischen Milieus angedauert und weshalb dauert sie immer noch an?“⁴ Stellvertretend für andere Kritikerinnen evoziert sie hier die traditionelle Verbindung zwischen akademischer Frauenforschung und politischer Frauenbewegung, zwischen theoretischer feministischer Kritik und dem Rückgriff auf weibliche Erfahrung, zwischen wissenschaftsverändernder und gesellschaftsverändernder Erkenntnis. Dieses Bündnis mag über essenzialisierende Fantasien einer geteilten Weiblichkeit hergestellt worden sein – Bennett und andere räumen dies durchaus ein –, es hätte aber nichtsdestotrotz wichtige Ergebnisse gezeitigt. Frauen seien in der politischen Öffentlichkeit und in wissenschaftlichen Arbeiten als *historical subjects* sichtbar geworden. Anders gesagt: Das Konstrukt „Frau“ hätte seinen strategischen und heuristischen Nutzen unter Beweis gestellt, einen Nutzen, der zudem bei weitem noch nicht ausgeschöpft sei.

Diese nichtausgeschöpfte Nützlichkeit hat im Lager der Kritikerinnen Fragen über die politischen Umstände und Implikationen eines postmodernen Paradigmenwechsels laut werden lassen. Wie erkläre es sich zum Beispiel, dass man dem postmodernen Diktum von der Untrennbarkeit von Wissen und Macht seit den späten 80ern in den einschlägigen akademischen Diskussionen Raum macht, während die Frauenforschung eben jenen Zusammenhang schon mindestens ein Jahrzehnt vorher vergeblich zu thematisieren versuchte? Wieso würde gerade dann, wenn Frauen als historische Subjekte unübersehbar werden, Subjektivität an sich in Frage gestellt? Um es noch überspitzter zu formulieren: Warum würde der Autor für tot erklärt, wenn Frauen endlich regelmäßig veröffentlichen? Aus diesem skeptischen Blickwinkel nimmt der Poststrukturalismus die düstere Form einer zusehends subtileren Marginalisierung und Exklusion von Frauen an. Scotts Weggefährten scheinen Feministinnen in die Irre, oder vielmehr auf einen fatalen Holzweg führen zu wollen.

So gegensätzlich die skizzierten Reaktionen auf die poststrukturalistische Theorie auf einer Ebene sein mögen, sie weisen dennoch auf einer anderen Ebene signifikante Überschneidungen auf. Diese erscheinen mir für die Frage nach einer dritten Position jenseits von Ablehnung

4 Judith Bennett, *Feminism and History*, in: *Gender & History*, 1, 3 (1989), 251–272, 259.

und Annahme relevant. Beide Seiten gehen etwa davon aus, dass postmodernes Denken nicht nur eine vorübergehende Modeerscheinung ist, wie dies konservative Historiker bisweilen gern behaupten. Man müsse die Postmoderne ernst nehmen, da sie auf einen Paradigmenwechsel abziele. Wichtiger noch: Beide Parteien legen zur Bewertung dieser Entwicklung implizit ein- und dieselbe Messlatte in der Form einer Frage an: Schadet oder nutzt ein postmoderner Paradigmenwechsel letztendlich der feministischen Geschichtswissenschaft? In anderen Worten: Beide Parteien begreifen sich eher als Objekte dieses Paradigmenwechsels denn als aktive Mitgestalterinnen. Sie begeben sich damit freiwillig auf die Zuschauerränge des postmodernen Wissenschaftsspektakels, dahin, wo man nur applaudieren oder „buh“ rufen kann, statt eine wichtige Rolle auf der Bühne zu spielen.

Als feministische Historikerin, die an einer äußerst theoretisch ausgerichteten geisteswissenschaftlichen Fakultät im Bereich „Frühneuzeitliches Europa“ tätig ist, denke ich, dass diese rein reaktive Haltung viel mit dem gespaltenen Verhältnis zur eigenen Zunft zu tun hat. Feministische Historikerinnen der europäischen Geschichte sitzen zwischen den Stühlen. Sie repräsentieren einen oft mehr schlecht als recht integrierten Teil einer Disziplin, die als Spiegel und konstitutive Praxis moderner westlicher Kultur eine Zielscheibe erster Ordnung für die postmoderne Theorie wurde. Die eigene feministische Kritik an der Geschichtswissenschaft lehnt sich einerseits eng an die Postmoderne an – Stichwort: Kritik der Meisternarrative –, so eng, dass das leicht zu einer Art umfassender epistemologischer Wahlverwandtschaft verführt, zum reflexhaften Inkorporieren dieser Theorie. Andererseits reiben sich feministische Historikerinnen aber an dem in der Postmodernen Theorie präsenten erkenntnistheoretischen Hegemonialanspruch, wie er sich unter anderem in institutionellen Diskussionszusammenhängen, beispielsweise in den Diskussionen über interdisziplinäre Curricula, bemerkbar macht. Selbst diejenigen Historikerinnen, welche sich der Theorie verschreiben, behaupten bezeichnenderweise, immer noch historisch zu arbeiten. Es steht zu vermuten, dass sie dies nicht nur aus Nostalgie für die alte, prä-postmoderne Geschichtswissenschaft tun, sondern weil sie nach wie vor intuitiv vom Erkenntniswert traditionellen historischen Arbeitens überzeugt sind. Gleichzeitig haftet dieser Überzeugung jedoch leicht der Ruch des politisch Inkorrekten an. Wer sie artikuliert, muss fürchten, mit den Positivisten, von denen man sich sonst abgrenzt, in einen Topf geworfen zu werden. Ich möchte dafür plädieren, gerade dieses eher verschwiegene Festhalten an traditionellen Methoden zum Ausgangspunkt einer theoretischen Intervention in die Postmoderne Theorieentwicklung zu machen.

Die Literaturwissenschaftlerin Mary Poovey rief bereits im Jahr 1988 Feministinnen dazu auf, sich nicht nur von der poststrukturalistischen Dekonstruktion verändern zu lassen, sondern diese in Hinblick auf das politische Projekt feministischer Forschung gezielt umzuschreiben. Feministinnen sollten sich einmischen.⁵ Nur so könne sich die dem Post-

5 Vgl. Mary Poovey, *Feminism and Deconstruction*, in: *Feminist Studies*, 14, 1 (1988), 51–65.

strukturalismus inhärente Tendenz zur Historisierung gegenüber dem ebenso präsenten Anspruch auf ein metahistorisches Theoriemonopol durchsetzen. Interessanterweise liegt der Schlüssel für eine erfolgreiche feministische Intervention laut Poovey im Rückgriff auf „concrete historical women“ – ein Begriff, den sie mit sehr, sehr großer Vorsicht verwendet. Gemäß Poovey bedarf es beider Dinge, der Analyse von Geschlecht als linguistischer Beziehung (das heißt der Dekonstruktion) und der Analyse von Geschlecht als sozialer Beziehung (das heißt der Forschung über „concrete historical women“). Weder der eine noch der andere analytische Ansatz sei zu privilegieren. Die Forschungsagenda müsse stattdessen im Spannungsfeld zwischen dem Konstrukt „Frau“ und den „concrete historical women“ angesiedelt werden.

Poovey schließt sich so einerseits der poststrukturalistischen Position an, wonach „Frau“ eine diskursive Subjektposition darstellt, die sich binär als das „Andere“ zur Subjektposition „Mann“ konstituiert. Diese Diskurslogik der Geschlechterdifferenz müsse untersucht werden, da sie historisch die soziale Situation von Frauen bestimmte. Unter anderem hätte diese binäre Logik die essenzialisierende Illusion einer gemeinsamen Weiblichkeit erzeugt, eine Illusion, der auch Feministinnen auf den Leim gegangen seien. Poovey schließt jedoch daraus nicht, wie dies die radikale Dekonstruktion nahe legen würde, dass der traditionelle Gegenstand der Frauenforschung – „concrete historical women“ – durchwegs problematisch ist. Im Gegenteil, sie schlägt vor, dass nur die Untersuchung der gelebten Unterschiede zwischen „concrete historical women“ den Konstruktionscharakter und die politischen Operationen der diskursiven Subjektposition „Frau“ ganz enthüllen könne: Die historische Analyse von Frauen wird zu einer Art Korrektiv für die Diskursanalyse.

Konkret wäre in spezifischen Kontexten danach zu fragen, wann welche Frauen die diskursive Position „Frau“ einnehmen konnten und welches Verhältnis zu denjenigen Gruppen bestand, die von dieser Position temporär oder permanent ausgeschlossen waren. Außerdem müsse man sich, laut Poovey, mit den politischen Institutionen und sozialen Konfigurationen beschäftigen, die die Vermittlung der binären Logik der Geschlechterdifferenz regulieren. Nur so könne man letztlich sozialen Wandel erklären und Frauen nicht auf bloße Platzhalter einer ahistorischen Diskurslogik reduzieren.

Wer könnte die Forderung der Literaturwissenschaftlerin Poovey, den Poststrukturalismus durch die Erforschung von „concrete historical women“ umzuschreiben, besser einlösen als feministische Historikerinnen? Wenn uns unsere Disziplin eines lehrt, so ist es die habituelle Aufmerksamkeit für die Komplexität sozialer Wirklichkeit, für die Konkretheit kultureller Formen und für das widerspenstig Partikuläre, das sich nicht in die Theorie fügt, sondern deren Grenzen aufzeigt. Erste richtungweisende Ansätze, postmoderne Theorien auf der Grundlage historischer Forschung umzuschreiben, gibt es ohnehin bereits: so etwa in den Arbeiten von Kathleen Canning zur weiblichen Fabrikarbeit in Deutschland von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg. Sie re-theoretisiert darin – unter Bezugnahme auf Poovey! – den poststrukturalistischen, rein diskursiven Erfahrungsbegriff durch Rück-

griff auf Erfahrungen von Körperlichkeit, vor allem auf traumatische Erfahrungen wie Ausbeutung oder Kindergeburten.⁶ Als Beispiel aus der Frühneuzeit-Forschung wäre Lyndal Ropers Monografie *Oedipus und der Teufel* zu nennen. Roper rekurriert darin nicht nur auf psychoanalytische Konzepte zur Erforschung frühneuzeitlicher Subjektivität, sondern ändert die Theorie dem historischen Material entsprechend ab.⁷

Es erscheint mehr als ein Zufall, dass sich sowohl Canning als auch Roper mit der Nahtstelle zwischen dem Somatischen und dem Symbolischen, dem Körper und dem Diskurs befassen, die nach der linguistischen Wende für feministische Historikerinnen so problematisch geworden ist. Diese Problematik sollte sie, so meine ich, weniger in eine defensive Position drängen als dazu inspirieren, gerade als Historikerinnen aktiv und effektiv in die postmoderne Theoriediskussion einzugreifen. Das heißt, sie sollten als Teil einer Disziplin mitmischen, welche sich routinemäßig mit jenen Aspekten der materiellen Welt beschäftigt, die zwar nur durch das Diskursive zugänglich sind, jedoch zugleich die Deutungs- und Bedeutungsmöglichkeiten des Diskursiven eindeutig eingrenzen. Abschließend möchte ich die Frage in den Raum stellen, wie eine derartige Intervention in konkreten Forschungszusammenhängen aussehen könnte.⁸

6 Vgl. Kathleen Canning, *Languages of Labor and Gender: Female Factory Work in Germany, 1850–1914*, Ithaca/ New York 1996.

7 Vgl. Lyndal Roper, *Oedipus and the Devil: Witchcraft, Sexuality and Religion in Early Modern Europe*, London/New York 1994 (dt.: *Ödipus und der Teufel. Körper und Psyche in der Frühen Neuzeit*, Frankfurt a. M. 1995).

8 Für ausführlichere Überlegungen zu diesem Thema vgl. meinen Artikel: *Intime Antagonisten: Postmoderne Theorie, Feministische Wissenschaft und die Geschichte der Frauen*, in: *Traverse*, 7, 1 (2000), 37–50.